

Fahrt nach Berlin

Von Eduard Thurneysen.

Berl. Mus.
2/4 Aug. 1946

Kontakte mit Kirche und Bevölkerung.

Es ist in keiner Weise selbstverständlich, daß ein Schweizer Theologe in dieser Zeit eine Reise nach Berlin unternehmen kann, und ich betrachte ihre Ermöglichung als ein kleines Wunder, das mir widerfahren ist. Die Einladung dazu kam von seiten kirchlicher Kreise. Aber dies hätte nicht im geringsten genügt, die Erlaubnis dazu von seiten der Besetzungsmächte zu erlangen, und ich mußte bis zum letzten Augenblick daran zweifeln, ob es gelingen werde, über die Grenze zu kommen. Der Mann, der es mir ermöglicht hat, indem er in persönlicher Weise für mich eingriff, ist Minister Carteron, directeur de la section diplomatique du gouvernement français in Berlin. Er war seinerzeit französischer Konsul in Basel und bewahrt unserer Stadt ein lebhaftes und freundliches Andenken. Dank seiner Demarche konnte ich Mittwoch, 10. Juli, am Ofterbach den Grenzübergang vollziehen und nach Baden-Baden fahren, wo ich dann mit den nötigen Ausweisen, worunter auch ein russischer Text nicht fehlen durfte, ausgerüstet wurde. Ich konnte infolge dieser Protektion die für die französische Besetzungsmacht reservierten Wagen und Züge benützen und war in Berlin während zehn Tagen als Gast der französischen Behörden wohl aufgehoben. Am Morgen des 13. Juli traf ich im amerikanischen Militärstützpunkt am Bahnhof Wannsee ein und wurde von dem mir persönlich nicht ganz unbekanntem Capitaine aumônier Georges Casalis empfangen. Er brachte mich nach Frohnau, dem Sitz der französischen Besetzungsmacht, indem er mich in seinem Wagen von Süden nach Norden mitten durch das zerstörte Berlin führte.

Die Motive, die die französische Militärregierung zur Ermöglichung einer solchen Reise bewegen mochten, sind wohl der Einsicht entsprungen, daß alles zu fördern sei, was dazu dienen kann, die Kontakte zwischen der deutschen Kirche und dem Ausland in guter Weise wiederherzustellen. Mein Aufenthalt begann denn auch sofort mit einer Begegnung mit einer zahlreichen Gruppe von Gliedern der Gemeinde Martin Niemöller in Dahlem. Es kam sofort zu einer lebhaften Aussprache über die deutschen Dinge, und im Anschluß daran hatte ich den Samstagabendgottesdienst auf der Kanzel Niemöllers zu leiten. Es folgte am Montag eine Vorlesung und Aussprache in der theologischen Hochschule der Bekennenden Kirche in Berlin-Wehlendorf, und im Anschluß daran ein Empfang beim evangelischen Bischof von Berlin, Otto Dibelius. Am Dienstag ereignete es sich, daß, für mich unerwartet, Prof. Dr. Karl Barth von Bonn her für drei Tage eintraf, er als Gast der britischen Militärregierung, und ebenfalls mit dem Auftrag zu kirchlichen Vorträgen und Aussprachen. Es war ein seltsames Zusammentreffen, als wir uns am frühen Morgen am Bahnhof Charlottenburg gegenüberstanden. Auch diese Einladung an Prof. Barth beweist die Bedeutung, die von den Berliner alliierten Behörden solchen kirchlichen Gesprächen beigemessen wird. Noch am gleichen Tage trafen wir uns mit einer Gruppe von jungen Theologen zu eingehenden Besprechungen. Ich selber hatte weiterhin vor etwa 200 Brandenburgischen Pfarrern in Spandau zu reden und am Donnerstag mit Karl Barth zusammen in der überfüllten Zwölfapostelkirche im Rahmen einer von der Berliner Universität veranstalteten Versammlung einen Vortrag zu halten. Am Freitag fand ein Generalkonvent der Pfarrer von Groß-Berlin statt, an dem das Thema „Kirche und Welt“ zur Verhandlung kam, und der Sonntag endlich führte mich nochmals auf die Kanzel einer Berliner Gemeinde.

Nebenher aber gingen Aussprachen mit an den kulturellen und kirchlichen Dingen interessierten französischen, englischen und amerikanischen Persönlichkeiten aus den Reihen der Besetzungsmacht. Sie wollten vor allem die Auffassung von Prof. Barth über die kirchliche Lage und die geistige Situation Deutschlands kennenlernen. Sie empfingen uns mehrmals in größerem Kreise im französischen und englischen Sektor und waren durchaus offen auch für kritische Bemerkungen, die kulturelle Politik der Besetzungsmächte betreffend. Und an einem Abend folgten mir einer Einladung aus dem russischen Hauptquartier zu einer eingehenden Besprechung mit dem für die kulturellen Dinge in der russischen Zone verantwortlichen Oberst Tulpanow. Am Samstag aber hatte ich die Freude, bei unserer Schweizerischen Mission im alten Gesandtschaftsgebäude zu Gast sein zu dürfen. So gingen die Kontakte gleichermaßen nach der deutschen wie nach der Seite der alliierten Besetzungsmacht hin.

Der Gegenstand aller Gespräche und Eindrücke aber war immer derselbe: das große, dunkle Rätsel des deutschen Menschen und seines noch so völlig ungewissenen und unentschiedenen Schicksals. Daß das deutsche Volk in eine unsägbare Tiefe gestürzt, und daß jeder einzelne Deutsche von diesem Sturze betroffen ist, das tritt einem in Berlin mit unerhörter Eindringlichkeit vor Augen. Denn davon redet diese ganze in Brandstätten, Ruinen und Trümmer verwandelte Stadt. Man kann tagelang durch Berlin fahren und wird keine einzige Straße finden, die noch heil und ganz wäre. Der Tiergarten ist zu einem mitten in der Stadt gelegenen, leeren Feld geworden, auf dem kein Baum mehr steht, und im einstigen Prunkbau der Reichskanzlei, von der aus das neue tausendjährige Reich regiert werden sollte, schreitet man durch lauter ausgebrannte und verwüstete Räume. Noch liegen die aus den erbrochenen Altenschränken stammenden Papiere tausendfach herum. Ein paar Stufen führen hinunter in den Garten, in dem einst glänzende Veranstaltungen stattfanden. Mitten drin liegt der tiefe Bruner mit seinen schwarzgebrannten Gelassen, in denen Hitler während der Eroberung der Stadt durch die Russen sich zu bergen suchte, und wo er dann verendete. Das Betreten des Bruners ist verwehrt, aber ein Zufall erlaube es mir, ihn dennoch zu durchschreiten.

Die innere Situation des deutschen Menschen.

Dem äußeren Bild der Verwüstung entspricht der innere Zustand der Menschen — es sind immer noch über drei Millionen — die hier mitten in der russischen Zone, die ja bis an die Elbe reicht, zu leben haben. Dieser Zustand läßt sich nur mit dem Wort Hoffnungslosigkeit wiedergeben. Man sieht es ihren müden, verbitterten Gesichtern an, man kann es jedem Gespräch entnehmen, und sie sagen es einem selber mit nackten Worten: sie haben keine Zukunft vor sich und eine schreckliche, jüngste Vergangenheit hinter sich.

Was es um diese Hoffnungslosigkeit ist, das ist mir am stärksten entgegengetreten in jenen Stunden, die ich in einem Flüchtlingslager verbrachte. Die Baracken dieses Lagers wurden errichtet für von den Nazi zusammengetriebene Fremdarbeiter, und nun müssen Deutsche drin wohnen, die aus dem Osten von jenseits der Oder kommen, um nach dem Westen weitertransportiert zu werden. Ich wurde aufgefordert, eine kurze Abendpredigt zu halten, und es mögen etwa 150 solcher Flüchtlinge gewesen sein, die hier vor mir saßen, Männer, Frauen, Kinder, hart mitgenommene Menschen mit leidervollen und wohl auch abgestumpften Gesichtern, in deren Zügen schwerstes Erleben geschrieben stand. Was hatte ich ihnen zu sagen? Gibt es überhaupt etwas, das solchen Menschen zu sagen wäre? Nun, ich legte ihnen die Geschichte vom Gichtbrüchigen aus nach dem Matthäusevangelium, und wir beteten alle miteinander laut das Vaterunser. Ich sprach in ganz einfachen, beinahe weltlichen Worten. Und die geheimnisvolle Dialektik dieser Geschichte trat mir in dieser Situation selber ganz neu vor die Seele. Sie besteht darin, daß zuerst das ganz Innerliche ausgerichtet wird: die Vergebung der Sünden, die Lösung des Menschen aus dem Krampf seiner Gottlosigkeit, und dann erst erfolgt auch die äußere Heilung und Hilfe. Es wurde mir selber in dieser Stunde greifbar deutlich: Das ist es, was dem deutschen Menschen ausgerichtet werden muß. Denn das ist es, worauf seine ganze Lage, ob er es nun weiß oder nicht, wartet wie auf nichts anderes. Von innen her muß ihm eine neue Hoffnung geschenkt werden auf eine Hilfe, die Leben und Zukunft für ihn bedeutet.

Die deutsche Hoffnungslosigkeit besteht darin, daß den Deutschen wie noch nie einem Volke durch die totale Kapitulation die Freiheit des Entschließens und Planens der eigenen Zukunft völlig genommen ist. Auch wenn die Deutschen wollten, könnten sie doch eine Verantwortung für ihren „Frieden“ nicht übernehmen. Die liegt jetzt völlig bei den andern, bei dem „fremden Regiment im Lande“ wie die Alliierten in einem Kirchengebet genannt werden. Andererseits muß über das deutsche Volk ein Erwachen kommen zu eigenem Wollen und Tun. Denn es kann doch nicht als mehr oder weniger indolente Masse dahinleben, erfüllt von einer ge-

viel Dienstleistungen umgeteilt zu werden. Demzufolge sei nun der Dienst bei dieser neuen Einheit als freiwillig zu betrachten und der so verdiente Sold unterliege als Einkommen der Steuerpflicht. Das Bundesgericht hat aber diesen Entscheid aufgehoben, indem es erklärte, durch die bloße Umteilung von einer Truppe in eine andere werde der Militärdienst noch keineswegs zu einem freiwilligen, auch wenn diese Umteilung auf eigenes Begehren erfolgte. Denn ob befohlener oder freiwilliger Militärdienst geleistet werde, entscheide sich ausschließlich nach militärischen und nicht nach steuerrechtlichen Gesichtspunkten. Auch wer auf eigenes Begehren hin militärisch neu eingeteilt oder umgeteilt wurde, hat von diesem Zeitpunkte an denjenigen Dienst obligatorisch zu leisten, zu dem seine neue Einheit aufgeboden ist (BGE. 69 I 68).

Neuerdings haben es nun die Brieger Fiskalbehörden unternommen, die Angehörigen des freiwilligen Frauenhilfsdienstes (FHD.) für ihre Soldbezüge zu besteuern, soweit dieser Dienst länger als die auf drei Monate festgesetzte Mindestpflichtdauer geleistet wurde.

Das Bundesgericht hat aber in Gutheißung einer hiegegen eingereichten staatsrechtlichen Beschwerde auch in diesem Fall die Besteuerung als willkürlich aufgehoben.

Entscheidend für den Ausgang der Beschwerde war, ob die Besteuerung des Soldes sich aus Art. 1 des Walliser Steuerdekretes vom 15. Januar 1921 herleiten läßt. Darnach unterliegt „der Erwerbsteuer jeder Erwerb aus eigener Tätigkeit, insbesondere aus Industrie, Handel, Gewerbe, Ausübung einer Kunst, Beruf, aus Beamtung, Anstellung oder Dienstverhält-

Aufruf, den am 10. in die Schweizerfrauen er die Anmeldung zu zwar freiwillig zu er Schweizer Bürgerin f tauglich befunden word lichen Wehrpflicht zu einer Truppe einget Folge zu leisten, wird lein, ist den Militärg wieder entlassen, wen lassen oder wenn sie ar wird. Nach eigenem E Dienst auf einen freig aufzugeben, steht ihr n nis ist ein rein mil der Begriff der beruf Erwerbs schlechterding kann, so daß der hiesi Erwerb im steuerrech kann. Wie die dienstpl auch die Schweizerfra Appell Folge geleistet Sold nicht als Gegenf eit betrachtet werde, s für die vielerlei Infor Militärdienst mit sich.

Wenn aber die W Ansicht sind, daß der nicht als Erwer muß dies auch den sobald dieser na Erfolg Aufgebotes geleistet w

Der Straßenbahnverkehr während d

Von Seiten der „Nitra“ wird uns geschrieben:

Im letzten Vorkriegsjahre 1938 verzeichneten die schweizerischen Straßenbahnen 38,62 Mill. Wagenkilometer mit 123,57 Mill. Achskilometern. Infolge des Kriegsausbruches und des damit verbundenen Personalmangels mußten die Straßenbahnunternehmen ihre Betriebsleistungen bereits im Jahre 1939 um 3 Mill. Wagenkilometer bzw. 5 Mill. Achskilometer einschränken. Trotzdem stiegen die Transportleistungen von 205 Millionen beförderten Personen im Jahre 1938 auf 200 Millionen im Jahre 1939 und die Gütermenge verzeichnete mit 129,000 Tonnen eine Zunahme von 14,000 Tonnen. Der Grund für diese bessere Ausnutzung der Betriebsmittel bei gleichzeitiger Einschränkung der Betriebsleistungen ist in der verminderten Verkehrsmöglichkeit der individuellen Verkehrsmittel zu suchen.

Einen Tiefpunkt in den Transportleistungen der Kriegszeit brachte das Jahr 1940 mit einer um rund 2,5 Millionen geringeren Personenzahl als 1938, gleichzeitig mit dem niedrigsten Stand der ausgeführten Achskilometer von 112,25 Mill. Von da an trat dann aber, ähnlich wie bei den Bahnen, eine ständige Zunahme des Personenverkehrs um durchschnittlich jährlich 20 Millionen ein, um im Jahre 1944 mit 292,20 Mill. beförderten Personen eine Vermehrung von 46 Prozent gegenüber 1938 zu erreichen. Gleichzeitig wies der Güterverkehr mit 182,000 Tonnen eine Vermehrung von 61,5 Prozent auf. Trotzdem mußten die Betriebsleistungen dauernd um bis 6 Mill. Wagenkilometer unter den Vorkriegsleistungen gehalten werden. Wenn dabei allerdings im Jahre 1944 die Achskilometer um 1,7 Mill. höher waren als 1938, so ist dies hauptsächlich auf die Neueinstellung von Vierachstriebe-wagen und -anhängern zurückzuführen. Dem durch die Militärdienstleistungen zeitweise starken Personalman-

gel begegneten zahlrei lung von weiblichem der Mangel an Schm nung ausgesetzten (eine ständig um bis triebleistung.

Die hauptsächlich Verschärfung de erte den Einsatz verr ials in den frühen nach Arbeitsluß an mußten wegen der vor Einschränkungen der C etwas rigorose Einspa Tageszeiten wettgem gegenüber den Friede terungen der Fahrplä Fahrgelegenheiten zw sowie ab 20 Uhr zur die Straßenba unter auferlegten kriegsbei ihre Beweglichkeit in staltung zur Bewältig Verkehrs.

Kurz nach Krie bahnen im Jahre 19 starke Verdichtung zur Bequemlichkeit der liegenden Geschäftsber nochmals um mehrere belebung des motorif fehrs läßt vermuten, 1946 die Frequenzzahl werden. Trotzdem weri gewonnenen Renaisan Gange befindlichen B ren und sogar zu steig

Wir dürfen sie nicht allein lassen; wir müssen neben sie und zu ihnen treten! Wenn in etwas, so erfüllt sich heute darin der uns aufgetragene ökumenische Dienst.

Es war ein seltsames Erleben, als ich am Abend des 23. Juli vom Babischen Bahnhof kommend über die Wettsteinbrücke fuhr. Noch waren meine Augen wie gefüllt mit Bildern der zerstörten Städte, durch die ich gekommen war, und nun sah ich zum erstenmal wieder das Bild unserer gänzlich unzerstörten Stadt. Keine Trümmer, keine durchlöcheren Dächer, keine leer gäh-nenden Fassaden! Es war wie ein Traum, daß es so etwas noch gebe! Aber weil es das gibt, darum gibt es auch jene tiefe Verpflichtung, derer draußen zu gedenken. Sie leben in einer andern Welt als wir. Aber diese andere Welt beginnt satt an unserer Grenze. Und wir haben allen Grund, über die Grenze hinüber die Hand auszustrecken und die drüben mit Wort und Tat wissen zu lassen, daß wir uns ihnen in ihrer innern und

Kleine Sch

Zur

Mit der Aktion für ferer Hotels und Augustheft des „Welt“ hat mit der Veröffentlichung des „Werk“ Abschluß gefunden; n großen Gemeinschafts lichung zu verhelten. Pläne aus Davos, S und anderen Zentren illustrierte Artikeleser Fachleute weist wirkj Probleme hin. Die F wie die bestehenden B heren Umbau der Hot